

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Austen, Jane
Gefühl und Vernunft

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Gefühl und Vernunft

Erstes Buch

9

Zweites Buch

153

Drittes Buch

281

Zeittafel zum Leben Jane Austens

421

Nachwort

Virginia Woolf:

›Jane Austen‹

431

Editorische Notiz

446

Biographische Notiz

447

1. Kapitel

Die Dashwoods waren seit langem in Sussex ansässig. Ihr Besitz war groß, und sie wohnten mitten darin auf Norland Park, wo sie schon seit vielen Generationen ein respektables Leben führten, wohlangesehen unter all ihren Nachbarn. Der letzte Gutsherr war ein unverheirateter Mann gewesen, der uralt geworden war und über viele Jahre seines Lebens seine Schwester zur Gefährtin und Haushälterin gehabt hatte. Deren Tod allerdings, zehn Jahre vor seinem eigenen, hatte in dem Haushalt zu großen Veränderungen geführt, denn als Ausgleich für den Verlust hatte er seinem Neffen, Mr Henry Dashwood, dem rechtmäßigen Erben des Besitzes, dem er ihn auch zu hinterlassen gedachte, angeboten, bei ihm zu wohnen, und ihn mit seiner Familie bei sich aufgenommen. In der Gesellschaft seines Neffen mit Frau und Kindern verbrachte der alte Herr behaglich seine Tage und schloss sie alle in sein Herz. Mr und Mrs Henry Dashwood lasen ihm jeden Wunsch von den Lippen ab, nicht aus Eigennutz, sondern aus echter Warmherzigkeit; er genoss alle Aufmerksamkeit, die ein Mann seines Alters sich wünschen konnte, und die Fröhlichkeit der Kinder war die Freude seiner alten Tage.

Aus einer früheren Ehe hatte Mr Henry Dashwood einen Sohn, von seiner jetzigen Frau drei Töchter. Der Sohn, ein ruhiger, verlässlicher junger Mann, war aus dem Erbe seiner Mutter wohlversorgt; es war beträchtlich, und die Hälfte davon war ihm mit seiner Volljährigkeit zugefallen. Bald darauf hatte er geheiratet und seinen Wohlstand damit noch weiter gemehrt. Für ihn war also das Erbe des Gutes Norland von nicht so großer Bedeutung wie für seine Schwestern, denn deren Vermögen, jenseits dessen, was ihnen durch den Vater in Aussicht stand, würde nicht groß ausfallen. Die Mutter besaß nichts, und ihr Vater ver-

fügte selbst nur über siebentausend Pfund, denn die zweite Hälfte des Vermögens seiner ersten Frau war ebenfalls dem Sohn vermacht, und ihm standen lediglich auf Lebenszeit die Einkünfte daraus zu.

Der alte Herr starb; sein Testament wurde verlesen und bescherte, wie es zu sein pflegt, ebenso viel Verdruss wie Freude. Er war weder so ungerecht noch so undankbar gewesen, dass er seinem Neffen den Besitz vorenthalten hätte; aber er vermachte ihn ihm unter Bedingungen, die ihn zugleich wieder um den halben Nutzen der Erbschaft brachten. Mr Dashwood hatte auf das Erbe eher um seiner Frau und seiner Töchter willen als um seinen- und seines Sohnes willen gehofft – doch an den Sohn und an dessen Sohn, einen Jungen von gerade einmal vier Jahren, ging das Vermächtnis, und das in einer Form, die es ihm nicht gestattete, diejenigen, die ihm am meisten am Herzen lagen und die seiner Unterstützung am meisten bedurften, zu versorgen, indem er den Besitz belieh oder dessen wertvolle Wälder verkaufte. Alles war so eingerichtet, dass es nur diesem Jungen zugute kam, der bei gelegentlichen Besuchen mit Vater und Mutter auf Norland so sehr die Zuneigung seines Großonkels gewonnen hatte – mit Attraktionen, die bei Kindern von zwei oder drei Jahren keineswegs ungewöhnlich sind: närrischer Rede, Starrköpfigkeit, kleinen Streichen und einer großen Menge Lärm –, dass diese mehr wogen als all die Aufmerksamkeiten, die er über Jahre hinweg von seiner Nichte und deren Töchtern erfahren hatte. Aber er wollte nicht herzlos sein, und als Zeichen seiner Zuneigung zu den drei Mädchen hinterließ er jeder von ihnen eintausend Pfund.

Anfangs war Mr Dashwood tief enttäuscht; aber er war ein Mann von heiterem, zuversichtlichem Wesen, und er konnte damit rechnen, dass er noch viele Jahre zu leben hatte und von dem, was der ohnehin schon einträgliche Besitz, der sich zudem ohne großen Aufwand besser bewirtschaften ließ, einbrachte, ein gutes Stück beiseitelegen konnte, wenn er nur sparsam lebte. Doch das Glück, das sich so spät eingestellt hatte, sollte ihm nur

ein Jahr lang beschieden sein. Um so weniges überlebte er seinen Onkel, und zehntausend Pfund, die jüngsten Erbschaften mit eingeschlossen, waren alles, was für Witwe und Töchter blieb.

Man schickte nach seinem Sohn, sofort als man sah, dass er nicht mehr lange zu leben hatte, und diesem befahl Mr Dashwood mit aller Kraft und Dringlichkeit, derer er in seiner Krankheit noch fähig war, das Wohl seiner Stiefmutter und seiner Schwestern an.

Anders als die übrige Familie war Mr John Dashwood kein Mann starker Gefühle, doch eine solche Ermahnung zu solch einer Zeit verfehlte ihre Wirkung nicht, und er versprach, alles, was in seinen Kräften stehe, zu tun, damit ihnen ein angenehmes Leben möglich werde. Die Zusicherung nahm seinem Vater die Last von der Seele, und Mr John Dashwood hatte nun Muße, sich zu überlegen, wie viel wohl vernünftigerweise in seinen Kräften stand.

Er war kein übelgesinnter junger Mann, es sei denn, man wollte ein reichlich kaltes Herz und ein reichlich selbstsüchtiges Wesen als übelgesinnt ansehen, und hatte alles in allem einen durchaus guten Ruf, denn er war stets anständig in alltäglichen Dingen. Hätte er eine liebenswertere Frau geheiratet, so hätte man wohl einen noch respektableren Menschen aus ihm machen können; womöglich wäre er sogar selbst liebenswert geworden, denn er war sehr jung, als er die Ehe einging, und sehr verliebt in seine Frau. Doch Mrs John Dashwood war das Zerrbild ihres Mannes – kaltherziger als er und selbstsüchtiger als er.

Als er seinem Vater das Versprechen gab, nahm er sich vor, den Wohlstand seiner Schwestern um ein Geschenk von je eintausend Pfund zu mehren. Dazu fühlte er sich in der Lage. Die Aussicht auf viertausend Pfund im Jahr zusätzlich zu seinem gegenwärtigen Einkommen, dazu noch die zweite Hälfte des mütterlichen Vermögens, das wärmte ihm das Herz, und er fand, dass er sich Großzügigkeit leisten konnte. – Ja, er würde ihnen dreitausend geben: das war vornehm, das war stattlich! Es reichte für ein Leben ohne alle Sorgen. Dreitausend Pfund! Eine so be-

trächtliche Summe konnte er erübrigen, und sie würde ihm kaum fehlen. – Den ganzen Tag lang dachte er darüber nach, und noch viele weitere Tage, und er bereute es nicht.

Kaum war der Vater unter der Erde, traf Mrs John Dashwood ein, ohne dass sie ihre Schwiegermutter von ihrer Absicht in Kenntnis gesetzt hätte, mit Kind und Dienerschaft. Niemand konnte bestreiten, dass sie ein Recht dazu hatte; nun, wo der Vater tot war, gehörte das Haus ihrem Mann; doch umso taktloser erschien ihr Benehmen, und für eine Frau in Mrs Dashwoods Lage wäre ein solches Betragen eine Zumutung gewesen, selbst wenn ihre Gefühle nur durchschnittlicher Natur gewesen wären; für sie hingegen, mit ihrem so unerschütterlichen Sinn für Ehre, ihrer so romantischen Großzügigkeit, konnte ein Verstoß von solchen Ausmaßen, ganz gleich wer ihn beging und wer darunter zu leiden hatte, nur Grund für einen grenzenlosen Abscheu sein. Mrs John Dashwood war in der Familie ihres Mannes nie gut angesehen gewesen; doch bisher hatte sie keine Gelegenheit gehabt, ihnen zu zeigen, wie wenig Sinn für das Wohl anderer sie an den Tag legen konnte, wenn die Umstände es geboten.

So sehr litt Mrs Dashwood unter dieser Taktlosigkeit, so tief verachtete sie ihre Schwiegertochter dafür, dass sie nach deren Eintreffen das Haus ein für allemal verlassen hätte, hätte nicht die Fürsprache ihrer ältesten Tochter sie bewogen, über die Verhältnismäßigkeit eines solchen Schrittes nachzudenken, und aus Liebe zu allen drei Mädchen war sie dann doch geblieben und hatte um ihretwillen den Bruch mit deren Bruder vermieden.

Elinor, diese älteste Tochter, die mit ihrem Rat so großen Einfluss hatte, war von scharfem Verstand und nüchternem Urteil, beides Dinge, die sie schon mit neunzehn zur Ratgeberin ihrer Mutter befähigten und mit denen sie zum Wohle aller stets dem unbedachten Sinn von Mrs Dashwood entgegentrat, der ungezähmt zu mancher Voreiligkeit geführt hätte. Sie war ein grundlegter Mensch, empfindsam von Natur, mit starken Gefühlen; aber sie wusste diese Gefühle zu beherrschen: eine Kunst, die

ihre Mutter erst noch erlernen musste und von der die eine ihrer beiden Schwestern bereits geschworen hatte, dass sie diese niemals erlernen werde.

Marianne war in vielem nicht minder begabt als Elinor. Sie war aufmerksam und klug, doch ungestüm in allem; ihr Kummer, ihre Freuden kannten kein Maß. Sie war großzünftig, liebenswert, anziehend; nur vorsichtig war sie nicht. Die Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Mutter war verblüffend.

Elinor sah mit Sorge die Übermacht des Gefühls bei ihrer Schwester, doch Mrs Dashwood schätzte sie und bestärkte sie darin noch. Nun trieben sich die beiden gegenseitig in ihrem Kummer an. Den Schmerz, der sie zunächst überwältigt hatte, durchlebten sie mit Genuss noch einmal, sehnten sich nach ihm, ja inszenierten ihn immer wieder neu. Sie gaben sich ganz ihrem Leid hin, fanden Gram in jedem Gedanken, in dem er sich finden ließ, und waren überzeugt, dass keine Zukunft, wie immer sie aussehen mochte, sie je trösten konnte. Auch Elinor war tief betrübt, aber sie konnte kämpfen, sie gab nicht auf. Sie konnte sich mit ihrem Bruder beraten, die Schwägerin begrüßen, als diese eintraf, und so aufmerksam sein, wie der Anstand es gebot; und sie konnte versuchen, ihre Mutter zu ähnlicher Anstrengung anzuhalten, ihr Mut zu ähnlicher Zähigkeit machen.

Margaret, die dritte Schwester, war ein freundliches, gutmütiges Mädchen; doch Marianne hatte sie bereits mit ihrer romantischen Art angesteckt, ohne dass sie deren Verstand gehabt hätte, und mit dreizehn war noch nicht abzusehen, ob sie es später im Leben einmal mit ihren Schwestern würde aufnehmen können.

2. Kapitel

Mrs John Dashwood richtete sich als neue Herrin auf Norland ein, und ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen waren nun Gäste im eigenen Haus. Als solche behandelte sie die vier allerdings mit einer dezenten Höflichkeit, und ihr Mann brachte ihnen so viel Freundlichkeit entgegen, wie er überhaupt jemand anderem als sich selbst, seiner Frau und ihrem gemeinsamen Kind entgegenbringen konnte. Er drängte sie tatsächlich, und das nicht ohne Aufrichtigkeit, Norland weiterhin als ihr Zuhause anzusehen; und da Mrs Dashwood sich nichts sehnlicher wünschte, als dort zu bleiben, bis sie ein passendes Haus in der Umgebung gefunden hatte, nahm sie sein Angebot an.

An einem Ort zu bleiben, wo jede Kleinigkeit sie an vormalige Freuden erinnerte, war ganz nach ihrem Geschmack. Wenn das Leben fröhlich war, konnte kein Mensch fröhlicher sein als sie und mit jener Gewissheit auf das Glück vertrauen, die schon selbst das Glück ist. Doch dasselbe Temperament betrückte sie umso mehr im Leid, und dann war sie genauso untröstlich wie ihr an guten Tagen nichts ihre gute Laune nehmen konnte.

Mrs John Dashwood behagte das, was ihr Mann für seine Schwestern zu tun gedachte, ganz und gar nicht. Das Vermögen ihres lieben Jungen um dreitausend Pfund zu schmälern, das hieße ja, ihn regelrecht in Armut zu stürzen. Sie drängte ihren Gatten, über die Angelegenheit noch einmal nachzudenken. Wie konnte er es mit seinem Gewissen vereinbaren, seinem Kind, seinem einzigen Kind dazu, eine so große Summe vorzuenthalten? Und welchen Anspruch sollten die Misses Dashwood, die ja schließlich nur seine Halbschwestern waren, was für ihre Begriffe überhaupt keine Verwandtschaft war, auf seine Großzügigkeit und einen dermaßen großen Betrag haben? Jedermann

wisse, dass zwischen den Kindern aus verschiedenen Ehen eines Mannes niemals Zuneigung bestehe; und wieso wolle er sich und ihren armen kleinen Harry an den Bettelstab bringen, indem er sein sämtliches Geld seinen Halbschwestern gab?

»Es war der letzte Wille meines Vaters«, antwortete ihr Ehemann, »dass ich seiner Witwe und seinen Töchtern beistehen soll.«

»Er wusste doch gar nicht mehr, wovon er sprach; ich wette zehn zu eins, dass sein Verstand schon getrübt war. Wäre er bei Sinnen gewesen, wäre er gar nicht auf den Gedanken gekommen, von dir zu fordern, dass du das halbe Vermögen deines eigenen Kindes verschenkst.«

»Er hat keine bestimmte Summe genannt, meine liebe Fanny; er trug mir nur ganz allgemein auf, ihnen zur Seite zu stehen und ihnen ein angenehmeres Leben zu schaffen, als in seinen Kräften stand. Er hätte es ebenso gut ganz in mein Ermessen stellen können. Schließlich wird er sich ja wohl kaum vorgestellt haben, dass ich sie im Stich lasse. Doch da er das Versprechen von mir forderte, konnte ich es ihm natürlich nicht verweigern – so schien es mir jedenfalls zu der Zeit. Das Versprechen wurde also gegeben, und es muss gehalten werden. Sie brauchen meine Unterstützung, wenn sie Norland verlassen und in ein eigenes Haus ziehen.«

»Ja dann unterstütze sie; aber es müssen ja nicht gleich dreitausend Pfund sein. Du musst bedenken«, fügte sie hinzu, »dass du das Geld nie zurückbekommst, wenn du es einmal hergegeben hast. Deine Schwestern werden heiraten, und dann ist es ein für alle Mal fort. Ja, wenn die Aussicht bestünde, dass es unserem armen kleinen Jungen jemals zurückerstattet würde ...«

»Allerdings«, sagte ihr Mann sehr nachdenklich, »das wäre etwas ganz anderes. Es mag eine Zeit kommen, zu der Harry es bedauern wird, dass eine so große Summe fortgegeben wurde. Etwa wenn er einmal eine große Familie hätte, da wäre es ein willkommenes Zubrot.«

»Allerdings.«

»Es wäre also vielleicht für alle Beteiligten besser, wenn die Summe halbiert würde. – Fünfhundert Pfund wären eine beträchtliche Aufbesserung ihres Vermögens!«

»Oh! Mehr als sie sich jemals träumen lassen könnten. Welcher Bruder auf Erden würde auch nur halb so viel für seine Schwestern tun, selbst wenn es wirklich seine Schwestern *wären!* Und hier in diesem Fall – gerade einmal Halbgeschwister! – Aber du bist ein so großzügiger Mann!«

»Ich würde nichts tun wollen, was kleinlich ist«, entgegnete er. »Bei solchen Gelegenheiten sollte man eher zu viel als zu wenig tun. Und keiner könnte sagen, ich hätte nicht genug für sie getan: auch sie selbst können wohl kaum mehr erwarten.«

»Niemand weiß, was *sie* erwarten«, erwiderte seine Frau, »aber an ihre Erwartungen sollten wir nicht denken: die Frage ist, was du dir leisten kannst.«

»Gewiss – und ich denke, fünfhundert Pfund für jede kann ich mir leisten. Selbst ohne dass ich etwas dazulege, kann ja jede von ihnen mit über dreihundert Pfund rechnen, wenn ihre Mutter stirbt – ein mehr als angenehmes Vermögen für eine junge Frau.«

»Allerdings. Und wenn ich das bedenke, dann scheint mir doch, sie brauchen nichts darüber hinaus. Sie bekommen zehntausend Pfund, die sie unter sich aufteilen. Wenn sie heiraten, können sie sicher sein, dass sie damit eine gute Partie machen, und wenn nicht, dann können sie alle zusammen von den Zinsen der zehntausend Pfund bequem leben.«

»Da hast du nur zu recht, und deshalb überlege ich, ob es nicht alles in allem vernünftiger wäre, etwas für ihre Mutter zu tun, solange sie am Leben ist, und nicht für sie – etwas in der Art einer Rente, meine ich. Die käme meinen Schwestern ebenso zugute wie ihr selbst. Einhundert im Jahr, und sie könnten allesamt sorglos leben.«

Doch seine Frau zögerte ein wenig bei ihrer Zustimmung zu diesem Plan.

»Es ist besser, als sich von fünfzehnhundert Pfund auf einen

Schlag zu trennen, das steht fest. Doch wenn Mrs Dashwood noch fünfzehn Jahre lebt, dann ist es unser Ruin.«

»Fünfzehn Jahre! meine liebe Fanny; mit Sicherheit hat sie nicht einmal halb so viel zu erwarten.«

»Gewiss nicht; aber wenn du dich umsiehst – Leute leben ewig, wenn man ihnen erst einmal eine Rente aussetzt; und sie ist kräftig und gesund und noch nicht einmal vierzig. Eine Rente ist eine gefährliche Sache; Jahr für Jahr muss man zahlen, und hat man sich einmal verpflichtet, dann wird man sie nicht wieder los. Du siehst gar nicht, worauf du dich einlässt. Immer wieder habe ich erlebt, zu welchen Unannehmlichkeiten Renten führen; meine Mutter hatte sie, im Testament meines Vaters verfügt, an drei uralte Diener zu zahlen, und du kannst dir gar nicht vorstellen, was für eine Belastung es für sie war. Zweimal im Jahr musste sie zahlen; und dann wusste man nicht, wie man es ihnen zukommen lassen sollte; einmal hieß es, einer von ihnen sei gestorben, und später stellte sich heraus, dass es überhaupt nicht stimmte. Was war das für meine Mutter eine Last! Ihr Geld gehöre ihr ja überhaupt nicht, sagte sie, wenn so bis in alle Ewigkeit darüber verfügt würde; und das war umso rücksichtsloser von meinem Vater, als das Geld ihr ansonsten ganz zur Verfügung gestanden hätte, ohne alle Einschränkungen. Das hat in mir eine solche Abscheu gegen Renten hervorgebracht, dass ich mich um nichts in der Welt selbst festlegen möchte, so etwas zu zahlen.«

»Natürlich ist es keine schöne Sache«, erwiderte Mr Dashwood, »wenn man solcherart mit ansehen muss, wie das eigene Vermögen Jahr für Jahr schrumpft. Das Geld, da hatte deine Mutter ganz recht, *gehört* einem im Grunde nicht. Dass man verpflichtet ist, an jedem Fälligkeitstag eine solche Summe herzugeben, ist alles andere als wünschenswert – man ist ja gar nicht mehr sein eigener Herr.«

»Unzweifelhaft; und Dank bekommt man am Ende keinen dafür. Sie fühlen sich in Sicherheit, in ihren Augen tut man nicht mehr, als sie von einem erwarten können, und deshalb gibt es

auch keinen Dank. Ich an deiner Stelle würde nur etwas tun, was ganz in meinem Ermessen steht. Ich würde mich nicht binden und ihnen einen jährlichen Betrag aussetzen. In manchen Jahren könnte es sehr unangenehm sein, wenn wir uns hundert oder auch nur fünfzig Pfund von unseren eigenen Ausgaben absparen müssten.«

»Ich glaube, da hast du recht, meine Liebe; in dem Falle ist es wohl doch besser, wenn wir keine Rente aussetzen; was immer ich ihnen gelegentlich zustecke, wird ihnen eine viel größere Hilfe sein als ein jährliches Einkommen, denn wenn sie sich einer regelmäßigen Summe sicher sein könnten, würde sie das nur zu einem aufwendigeren Leben ermuntern, und am Ende des Jahres wären sie um keinen Penny reicher dadurch. Es ist mit Sicherheit besser so. Ein Geschenk von fünfzig Pfund dann und wann, das wird genügen, um dafür zu sorgen, dass sie niemals in Geldnot sind, und ich werde, denke ich, das Versprechen, das ich meinem Vater gegeben habe, immer noch großzügig erfüllen.«

»Das wirst du mit Sicherheit. Unter uns gesagt, ich bin mir sicher, dass dein Vater überhaupt nicht daran gedacht hat, dass du ihnen Geld geben sollst. Gewiss dachte er dabei an nicht mehr als das, was man mit Fug und Recht von dir erwarten kann; dass du ihnen zum Beispiel ein komfortables kleines Häuschen suchst, dass du ihnen hilfst, ihre Sachen dorthin zu bringen, ihnen ab und zu einen Fisch oder ein Stück Wild als Geschenk schickst und so weiter, je nach Saison. Ich würde mein Leben darauf wetten, dass er nicht mehr als das meinte; ja, es wäre unnatürlich und unvernünftig, wenn er mehr gefordert hätte. Überlege doch nur, mein lieber Dashwood, wie bequem, ja wie luxuriös deine Stiefmutter und ihre Töchter von den Zinsen von siebentausend Pfund leben können, zumal ja jedes der Mädchen selbst noch tausend Pfund hat, was jeder noch einmal fünfzig pro Jahr einbringt, und von diesem Geld werden sie ihrer Mutter natürlich Unterkunft und Verpflegung zahlen. Alles in allem werden sie zusammen fünfhundert Pfund im Jahr haben, ja und lieber Himmel, wozu brauchen vier Frauen denn mehr als das? –

Sie können so günstig leben! Der Haushalt wird kaum zu Buche schlagen. Sie werden keine Kutsche haben, keine Pferde, so gut wie keine Dienstboten; sie werden keine Gäste bewirten und können ja eigentlich überhaupt keine Ausgaben haben! Stell dir doch nur vor, wie gut sie da leben können! Fünfhundert im Jahr! Ich muss sagen, ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sie auch nur die Hälfte davon ausgeben sollen; da ist es doch eine aberwitzige Vorstellung, dass du ihnen noch mehr geben könntest. Eher könnten sie *dir* etwas geben.«

»Bei meiner Ehre«, sagte Mr Dashwood, »ich glaube, da hast du vollkommen recht. Mit Sicherheit hat mein Vater mit seiner Bitte an mich nicht mehr gemeint als das, was du sagst. Jetzt sehe ich es klar und deutlich, und ich werde meiner Verpflichtung mit genau den Hilfeleistungen und Freundlichkeiten nachkommen, die du mir genannt hast. Wenn meine Mutter von hier fortzieht, will ich ihr gern zur Hand gehen, soweit es in meinen Kräften steht. Zu dem Zeitpunkt könnte man auch daran denken, ihr ein kleines Möbelstück als Geschenk zu überlassen.«

»Gewiss«, erwiderte Mrs John Dashwood. »*Eines* darf man dabei allerdings nicht vergessen. Als deine Eltern nach Norland zogen, wurde zwar das Mobiliar von Stanhill verkauft, doch sämtliches Geschirr und alles Leinen kam mit hierher und geht jetzt an deine Mutter. Ihr Haus wird also vollständig ausgestattet sein, wenn sie dort einzieht.«

»Das ist ein Punkt, der wohlbedacht sein will. Ein Erbe von beträchtlichem Wert! Manches von dem Silber hätte ja das, was wir besitzen, durchaus bereichern können.«

»Ja; und das Frühstücksgeschirr ist doppelt so schön wie das, das hier zum Haus gehört. Viel zu prächtig, finde ich, für alles, was *sie* sich jemals leisten könnten. Aber so ist es. Dein Vater hat ja *nur* an sie gedacht. Und das will ich noch sagen: viel Dank bist du ihm nicht schuldig, auch keine große Treue gegenüber seinen Wünschen, denn wir wissen ja nur zu genau, dass er ihnen so gut wie *alles* hinterlassen hätte, wenn er nur gekonnt hätte.«

Dieses Argument war unwiderstehlich. Es verlieh seinen Ent-

schließen alles an Entschiedenheit, was ihnen noch gefehlt haben mochte; und er war sich nun sicher, dass es vollkommen überflüssig, ja sogar unziemlich war, für die Witwe und Töchter seines Vaters mehr zu tun als genau jene nachbarschaftlichen Gefälligkeiten, die seine Frau ihm bezeichnet hatte.

3. Kapitel

Mrs Dashwood blieb noch mehrere Monate auf Norland; nicht dass sie, als erst einmal die Gefühlswallungen beim Anblick jedes wohlvertrauten Winkels verebhten, nicht gern fortgezogen wäre, denn als die Lebensgeister zurückkehrten und ihr Verstand wieder einer anderen Regung fähig war als des Kummers der schmerzlichen Erinnerungen, in den sie sich immer weiter hineingesteigert hatte, da konnte sie den Aufbruch gar nicht erwarten und war unermüdlich auf der Suche nach einer passenden Unterkunft in der Umgebung von Norland – weit von diesem geliebten Ort fortzuziehen war unvorstellbar. Doch sie hörte von nichts, was zum einen ihren Begriffen von Komfort und Bequemlichkeit, zum anderen aber auch der Umsicht ihrer ältesten Tochter gerecht geworden wäre, deren vernünftigerer Verstand manches Anwesen als zu groß für ihr Einkommen verwarf, das ihre Mutter gern genommen hätte.

Mrs Dashwood war von ihrem Gatten über das feierliche Versprechen, das er seinem Sohn abgenommen hatte und das ihm in seinen letzten irdischen Gedanken ein Trost gewesen war, unterrichtet worden. Sie zweifelte an der Aufrichtigkeit dieses Versprechens genauso wenig, wie er selbst daran gezweifelt hatte, und um ihrer Töchter willen dachte sie mit Befriedigung daran, obwohl sie, was sie persönlich anging, fand, dass sie mit weit weniger als siebentausend Pfund noch gut versorgt gewesen wäre. Auch für den Bruder der Mädchen, für dessen eigenes Herz, freute sie sich; und sie machte sich Vorwürfe, dass sie je schlecht von ihm gedacht und ihn für außerstande zu jeder Großzügigkeit gehalten hatte. Die Aufmerksamkeit, mit der er sie und ihre Töchter behandelte, überzeugte sie davon, dass ihm ihr Wohlergehen am Herzen lag, und lange Zeit vertraute sie fest auf seine großmütigen Absichten.

Die Verachtung, die sie beinahe vom ersten Tag an für ihre Schwiegertochter empfunden hatte, wurde noch um vieles stärker, als sie ihren Charakter näher kennenlernte, wozu ihr das halbe Jahr, das sie in ihrem Haushalt verbrachte, viel Gelegenheit bot; und selbst bei dem Maß an Höflichkeit und mütterlicher Zuneigung, über das sie gebot, hätten die beiden es wohl kaum so lange miteinander ausgehalten, hätte sich nicht ein Umstand dazugesellt, der es in den Augen von Mrs Dashwood mehr als wünschenswert machte, dass ihre Töchter weiter auf Norland blieben.

Bei diesem Umstand handelte es sich um eine immer größere Zuneigung zwischen ihrer Ältesten und dem Bruder von Mrs John Dashwood, einem vornehmen und angenehmen jungen Mann, den sie kennenlernten, kurz nachdem seine Schwester von Norland Besitz ergriffen hatte, und der seither den Großteil seiner Zeit dort verbracht hatte.

Manche Mütter hätten diese Beziehung aus Berechnung gefördert, denn Edward Ferrars war der älteste Sohn eines Mannes, der sehr reich gestorben war; manche hätten sie aber auch aus Vorsicht unterbunden, denn bis auf eine geringe Summe hing sein ganzer Wohlstand von der Willkür seiner Mutter ab. Doch Mrs Dashwood ließ sich weder von der einen noch von der anderen Erwägung beirren. Ihr genügte es, dass er, nach allem, was sie sah, ein liebenswerter Mann war, dass er ihrer Tochter zugehört war und dass Elinor diese Zuneigung erwiderte. Es widersprach all ihren Prinzipien, dass Vermögensunterschiede einem Paar im Wege stehen sollten, das sich durch Seelenverwandtschaft zueinander hingezogen fühlte; und dass nicht jeder, der sie kannte, Elinors Wert schätzte, war ihr ohnehin unvorstellbar.

Edward Ferrars hatte sich diese gute Meinung nicht durch eine eindrucksvolle Erscheinung oder die Eleganz seiner Manieren verdient. Er war nicht allzu stattlich, und man musste ihn gut kennen, bevor man seinen Umgang angenehm fand. Er war zu zaghaft, um zu zeigen, was in ihm steckte; doch war die Schüchternheit seines Wesens erst einmal überwunden, sprach

sein ganzes Betragen von einem aufgeschlossenen, teilnehmenden Herzen. Er war ein intelligenter Mann, und Bildung hatte diese Begabung noch gefördert. Doch besaß er weder Fähigkeit noch Neigung, seiner Mutter und seiner Schwester gefällig zu sein, die ihn als Mann sehen wollten, der es zu etwas brachte – zu –, ja, sie wussten eigentlich gar nicht so recht zu was. Sie wollten, dass er irgendwie in der Welt zu Ansehen kam. Seine Mutter wünschte, dass er sich für Politik interessierte, dass er einen Sitz im Parlament bekam, sie wollte ihn zusammen mit den bedeutenden Männern seiner Zeit sehen. Mrs John Dashwood dachte ebenso; doch in der Zwischenzeit, bis dieser Ruhm sich einstellte, wäre sie schon zufrieden gewesen, wenn er sich einen Landauer zugelegt hätte. Doch Edward hatte für große Männer genauso wenig Sinn wie für Landauer. Sein ganzes Streben erschöpfte sich in dem Wunsch nach häuslicher Bequemlichkeit und dem Frieden eines zurückgezogenen Lebens. Zum Glück hatte er einen jüngeren Bruder, von dem mehr zu erhoffen war.

Edward hatte schon mehrere Wochen im Haus verbracht, ohne dass Mrs Dashwood ihm groß Beachtung geschenkt hatte, denn so angegriffen war ihr Zustand, dass sie die Dinge in ihrer Umgebung kaum noch wahrnahm. Ihr fiel nichts weiter auf, als dass er still und unaufdringlich war, und dafür mochte sie ihn. Er störte sie in ihrem Elend nicht mit unpassender Konversation. Das Erste, was ihre Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, so dass sie ihn fortan mehr beachtete, war eine Bemerkung, die Elinor eines Tages machte; nämlich wie verschieden er und seine Schwester doch seien. Und dieser Unterschied empfahl ihn ihrer Mutter sehr.

»Das genügt«, sagte sie, »allein dass man sagt, er ist nicht wie Fanny, das genügt. Da weiß man, dass er ein liebenswerter Mann ist. Ich liebe ihn schon jetzt.«

»Ich denke, du wirst ihn mögen«, sagte Elinor, »wenn du mehr über ihn weißt.«

»Ihn mögen!«, erwiderte ihre Mutter lächelnd. »Ich kenne kein Gefühl der Zuneigung, das geringer ist als die Liebe.«

»Du könntest ihn schätzen.«

»Nie in meinem Leben habe ich zwischen lieben und schätzen unterschieden.«

Nun unternahm Mrs Dashwood Anstrengungen, ihn näher kennenzulernen. Mit ihrer gewinnenden Art hatte sie seine Abwehr bald durchbrochen. Binnen kurzem sah sie all seine guten Seiten; vielleicht erleichterte ihr die Überzeugung, dass er etwas für Elinor empfand, die Annäherung; aber sie war sich der Tatsache, dass er ein Mann von Wert war, sicher; und selbst seine stille Art, die all ihren sonstigen Vorstellungen davon, wie das Betragen eines jungen Mannes sein sollte, entgegenstand, sprach durchaus für ihn, als sie erst einmal sein warmes Herz und sein liebenswürdiges Wesen erkannt hatte.

Kaum hatte sie in seinem Verhalten Anzeichen von Liebe zu Elinor entdeckt, da stand für sie fest, dass die beiden ein Paar waren, und sie erwartete ihre Heirat binnen kurzem.

»In ein paar Wochen, meine liebe Marianne«, sagte sie, »ist Elinor wohl fürs Leben versorgt. Uns wird sie fehlen; aber sie selbst wird glücklich sein.«

»Ach, Mama! Wie sollen wir je ohne sie auskommen?«

»Meine Liebe, es wird ja kaum eine richtige Trennung sein. Wir werden nur ein paar Meilen voneinander entfernt wohnen und uns jeden Tag sehen. Du bekommst einen Bruder, einen echten, treusorgenden Bruder. Ich habe eine Meinung von Edward, die höher gar nicht sein könnte; aber du blickst finster, Marianne. Gefällt dir die Wahl deiner Schwester denn nicht?«

»Vielleicht«, sagte Marianne, »bin ich einfach nur überrascht. Edward ist ein guter Mensch, und ich liebe ihn von Herzen. Und doch – ist er nicht die Art von jungem Mann – es fehlt etwas – seine Erscheinung beeindruckt nicht; er hat nichts von der Anmut, die ich bei einem Mann erwartet hätte, der meine Schwester ernsthaft fesseln kann. In seinen Augen finde ich nichts von dem Geist, dem Feuer, die von Tugend und Klugheit gleichermaßen künden. Und außerdem fürchte ich, Mama, er hat keinen Geschmack. Musik scheint ihn so gut wie gar nicht zu interessieren,

und auch wenn er Elinors Zeichnungen noch so sehr bewundert, ist es doch nicht die Bewunderung eines Menschen, der ihren wahren Wert erfasst. Sicher, er sieht ihr beim Zeichnen zu, aber man merkt sofort, dass er nichts davon versteht. Er bewundert als Liebender, nicht als Kenner. Wenn es mich zufriedenstellen soll, dann muss beides in einer Person vereint sein. Ich könnte nicht glücklich mit einem Mann sein, dessen Geschmack nicht in allen Punkten mit meinem eigenen übereinstimmt. Er muss all meine Gefühle teilen; dieselben Bücher, dieselbe Musik müssen uns beide bezaubern. Ach, Mama! wie seelenlos, wie langweilig war seine Art, als er uns gestern Abend vorgelesen hat! Meine Schwester hat mir so leidgetan. Und doch ertrug sie es mit so viel Fassung; sie schien es kaum zu bemerken. Mich hat es fast nicht auf meinem Platz gehalten. Diese wundervollen Zeilen, die mich oft schier zur Raserei getrieben haben, gelesen mit so unerschütterlicher Ruhe, solch entsetzlicher Gleichgültigkeit!«

»Bestimmt wäre er einfacher, eleganter Prosa besser gerecht geworden. So ist es mir gestern Abend schon vorgekommen; aber du *musstest* ihm ja Cowper geben.«

»Wenn Cowper nicht seine Lebensgeister weckt, Mama! – aber wir dürfen nicht erwarten, dass unser Geschmack derselbe ist. Elinor empfindet nicht mit der gleichen Tiefe wie ich, und vielleicht macht es ihr ja nichts aus, und sie wird glücklich mit ihm. Aber *mir* hätte es das Herz gebrochen, wäre ich diejenige, die ihn liebt, wenn ich ihn mit so wenig Gefühl hätte lesen hören. Mama, je mehr ich von der Welt kennenlerne, desto mehr bin ich überzeugt, dass mir niemals ein Mann begegnen wird, den ich lieben kann. Ich verlange so viel! Er muss alle Tugenden Edwards besitzen, und sein Äußeres und seine Manieren müssen seiner Güte den größten Reiz verleihen.«

»Vergiss nicht, meine Liebe, du bist noch nicht einmal siebzehn. Noch viel zu früh im Leben, um an der Möglichkeit eines solchen Glücks zu verzweifeln. Warum sollte es dir nicht ebenso gut ergehen wie deiner Mutter? Nur in einem wünsche ich dir, meine liebe Marianne, dass es dir anders ergeht als ihr!«